

Gönül Kıvılcım

Sinan Rasierklinge

Roman

Aus dem Türkischen

von Johannes Neuner

Textauszug

I

Oben auf dem Kamikaze

Auf dem Rummelplatz hat jeder seinen Spaß. Jeder außer mir. Väter, Söhne, junge Liebespaare drehen sich auf dem Riesenrad höchsten Gefühlen entgegen oder jagen in dunklen Röhren durch Todeskurven. Draußen füllen sie ihre Lungen mit Sauerstoff, bevor sie sich in den nächsten Nervenkitzel stürzen. Die Wolken über unseren Köpfen haben sich verfinstert, bereit, jeden Moment über einander herzufallen. Ich bin anders als die anderen Leute. Einsam und übel gelaunt sitze ich am Motor des Kamikaze. Schaue hoch zu den Gondeln, die den Himmel durchpflügen. Stelle mir vor, dass die leblosen Fahrgeschäfte Adern besäßen, dass man ihnen Ehrgeiz und Leidenschaft eingepfht hätte. Die Gondeln des Kamikaze gehen zum Angriff über, um sich neue Opfer zu holen. Höher und immer höher schwingen sie. Die Insassen schließen die Augen, werfen ihre Angst über Bord. Ich sehe die Menschen, wie sie durch das Tor auf den Rummel kommen, um zu den Kassen zu laufen. Dann sehe ich mich selbst. Mich, der ich nichts Besseres zu tun habe, als von morgens bis abends am Motor vor mich hinzudösen. Während die Gondeln sich füllen, stehe ich auf. Ich drücke auf den Knopf, und das Rattern des Motors übertönt meine Sorgen. Eine Kippe nach der anderen rauchend, frage ich mich, weshalb ich keiner von denen bin. Auf der Straße wagt sich ein Hund zwischen die fahrenden Autos. Unsicher versucht er auf die andere Seite zu gelangen. Bremsen quietschen. Einstweilen ist der Köter noch einmal mit dem Leben davongekommen. Dieser Hund bin ich. Auch wenn ich Verdünner

und Tabletten radikal abgesetzt habe, stehe ich noch immer am Rand der Gesellschaft. Aus einem wie mir wird kein ehrbarer Beamter, kein Bankangestellter und auch kein treuer Ehemann. Mein Sitzfleisch, mit Verdünner vollgesogen wie ein Schwamm, mag keine ordentlichen Stuhlreihen. Bürojobs, Ledersessel, weiße Tischdecken und regelmäßige Mahlzeiten sucht man auf unserer Speisekarte vergebens. Mein Level von Nikotin und roten Blutkörperchen kommt an der frischen Luft wieder ins Gleichgewicht. Seit ich das Militär hinter mir habe, probiere ich jeden Job aus, der irgendwie mit Wellen oder Unterhaltung zu tun hat – als Schiffsjunge, Barkeeper, Schweißer oder Gigolo. Aber wo ich auch aufkreuze, Sorge ich über kurz oder lang für Stunk und Gehässigkeit. Weil ich in der Kantine Geld mitgehen lasse, dauert mein Wehrdienst ganze zweieinhalb Jahre, als ich in der Bar, in der ich arbeite, die Zeche für das Bier unterschlage, wird mir vom Chef fast das Fell über die Ohren gezogen, und wie der Frau, von der ich mich aushalten lasse, die Juwelen flöten gehen, war's auch wieder ich. Wenn man einmal was verbrochen hat, kriegt man das nicht mehr weg, dann hängt das wie Dreck unter den Nägeln.

Als die Gondeln des Kamikaze sich um volle hundertachtzig Grad gedreht haben und die Insassen gerade Kopf stehen, drücke ich auf den Knopf. Zehn ... zwanzig ... dreißig ... ich zähle die Sekunden. Die Gondeln hängen kopfüber. Schreie werden laut:

„Runterlassen, runterlassen!“

Ich höre sie betteln und lache in mich hinein. Diesmal sind sie es, die nicht mehr wissen, wo oben und unten ist. Ich genieße den Moment.

Über meinen letzten Job auf dem Rummel stolperte ich, als ich eines Tages mal wieder wie eine Treibmine durch die Gegend irrte. Ich war dreiundzwanzig und

hatte, einer alten Bäckerin gleich, das Sieb eigentlich schon an den Nagel gehängt. Meine feste Absicht war, der Stadt den Rücken zu kehren und in einer stürmischen Nacht, in der die Thunfische von zehn Meter hohen Wellen in den Himmel getragen werden, auf offener See zu sterben ... Stattdessen aber lockte mich das Gejohle vom Rummelplatz: Dem alten Antreiber des Kamikaze war das Herz stehengeblieben, und so wurde ich auf seinen Stuhl gesetzt. Einschalten, ausschalten, Karten abreißen, die Werbetrommel rühren. Na ja, und für Kundenschaft sorgen, das liegt mir im Blut. Am nächsten Tag drängelte sich vor dem Kamikaze ein ganzer Pulk von Menschen. Mein Geheimnis waren die Arabesk-Kassetten, die ich auf meinem Rekorder laufen ließ. Die Schnulzen von Müslüm Baba vertrieben die Einsamkeit aus den Herzen. Von Mittag ab setzte ich erst das Kamikaze in Gang und dann den Rekorder. Während noch oben in den Lüften die Jungs mit ihren Weibern tuschelten, nahm ich meinen Kopf zwischen die Hände und dachte an die letzten zehn Jahre, die wie im Flug vergangen waren. An die Fahrten, die ich mit Kunt auf unserem eigenen Kamikaze gemacht hatte, daran, wie sie mich wegen des von Kırık geknackten Autos eingebuchtet hatten, und an unseren Überfall auf den Gemüseladen ...

Auf dem Rummelplatz herrscht Ausgelassenheit. Ich bemühe mich, mir meinen Vater ins Gedächtnis zu rufen. Ich erinnere mich an unsere letzte Begegnung in dem Lokal, das er eröffnet hatte, ohne dass wir davon wussten. Daran, wie schmerzlich ich ihn überall vermisse, wohin ich auch gehe. Wie ich mir die schwarze Uniform nassweinte, als ich in eingeschult wurde und nicht er meine Hand hielt, sondern meine Mutter. Sie hatten geglaubt, ich hätte Angst vor der Schule. Dabei war es die Furcht, meinen Vater zu verlieren, die mich so flennen ließ. Würde ich ihn wohl erkennen, wenn ich ihn auf der Straße sähe? Würde er seinen Sohn erkennen? Ich verfluche meinen Vater, der schuld daran ist, dass ich

nicht aus diesem Jammertal herauskomme. Mitten in der größten Menschenmenge bin ich vollkommen allein und halte mich an schnulzigen Liedern fest, um nicht zu Fall zu kommen. Zwischen Riesenrädern, Gondeln und dem Krachen der Autoscooter vermisse ich Kunt.

Kunt war mein Blutsbruder. Er war mir näher als mein richtiger Bruder. Wir hatten uns an einem Tag die Finger aufgeschnitten, an dem uns die Straße mal wieder ordentlich auf die Mütze gegeben hatte. Unser Blut floss ineinander für all die Tage, an denen wir uns die Flöhe drittklassiger Hotels, unzählige hitzige Fußballkneipengespräche und den ganzen Hass gegenüber Leuten teilen würden, die versuchten, uns in die Gosse zu kehren.

Wir hatten beide keinen Vater; unsere Erzeuger hatten ihre Söhne irgendwann – wir konnten uns nicht mehr daran erinnern, wann genau – von sich abgeschüttelt und wir sie von uns. *„Warte nur ab, mein Junge, dein Vater kommt bestimmt eines Tages wieder, wirst schon sehen.“* Das war das Lied, das wir ab und zu über unsere Herren Väter anstimmten.

Als wir uns kennenlernten, war ich dreizehn und Kunt vierzehn. Er putzte tagsüber Schuhe und raubte nachts Betrunkene aus. Kunt hatte flinke Finger, im Ausrauben war keiner besser als er. Wenn er wollte, zog er die Saufköpfe bis auf die Unterhosen aus, ohne dass sie es merkten. Eigentlich war er ja voll auf die Schule fixiert, aber sein Vater meinte, jeder hätte auf dieser Welt einen Job zu erfüllen. Und Kunts Job war es nun mal, seinem Vater das Geld für Rakı zu beschaffen. Schon mit zehn Jahren musste er den Schuhputzkasten schultern ... Mit Kunt habe ich meine Kindheit verbracht und meine Jugend. Wir waren zusammen im Puff und in der Zelle.

Als wir zum ersten Mal von zu Hause abgehauen sind, wussten wir noch nichts davon, dass die Erde rund ist. Unsere Träume lagen nebeneinander aufgereiht: In Kunts Labor wollten wir ein Mittel gegen Einsamkeit und Armut entwickeln und zu den größten Männern des Jahrhunderts werden. Wohin wir unsere Füße stellten, sollten Villen aus dem Boden schießen, die schöner waren als im Kino, und an reich gedeckten Tafeln wollten wir mit den schönen Mädchen schlemmen, die uns von den Filmplakaten zuzwinkerten. Unsere Fantasien hüpfen aus

ihren Kisten und tanzten um uns herum. Wir gingen in Nachtclubs ein und aus. Unsere Knarren funkelten an unseren Gürteln. Wir wurden von Weibern umschwärmt und alle verbeugten sich vor uns, Bullen eingeschlossen. War mal was schiefgelaufen, kreuzte ich sofort bei der Polizeiwache auf. Sagen wir, Kunt war zum Beispiel eingelocht worden, weil er ein Auto geklaut hatte – dann ging ich hin in meinem schwarzen Anzug und mit gegelten Haaren. Der wachhabende Bulle sprang bei meinem Anblick auf, salutierte und fragte: ‚Was ist Euer Begehrt?‘ Der Hauptkommissar zog bei unserem Gespräch den Schwanz ein, sagte: ‚Sowas kommt vor, das ist doch nicht der Rede wert‘, und ließ Kunt frei. Ich war der Pate im Viertel. Zuständig für die Jungs, die Nacht und den Stoff.

Während der laue Wind, der aus den Abluftschächten der Burgerrestaurants und Konditoreien wehte, unsere Gedanken erwärmte, wurden wir auf unseren Träumen groß. Und so erwachten wir in einer Zeit, in der Frauen sich als Männer entpuppten, Männer als Frauen und Verbrecher als Helden.

Sie schälten uns mit Gewalt aus unseren Panzern heraus. Trichterten uns ein, dass die Welt nicht flach sei, sondern rund. Auf dieser runden Welt aber gaben nicht die Ehrlichen den Ton an, sondern die Ehrlosen, nicht die Träume, sondern die Wucherer. Der Ehrgeiz war wie Silvesterraketen, die in uns explodierten. Wir schworen. Wenn die Welt sich drehte, würden wir sie auf den Kopf stellen.

Von jetzt an waren wir böse. Da die Bösen schließlich das Geld einsackten, würden wir es allen zeigen. Wir waren Jagdhunde. Nachts lauerten wir an Häuserecken den Reichen auf. Wenn sie uns ihre Brieftaschen nicht geben wollten, nahmen wir eben ihre Blinddärme heraus. Und wurden wir erwischt, ritzten wir uns Arme und Beine auf oder zerschnitten uns die Gesichter, bevor die Bullen uns verprügeln konnten.

Bum! Bum! Bum!

Ich bin in einem Notarztwagen, der sich seinen Weg durch den dichten Verkehr zu bahnen versucht. Die Autos scheinen nicht auszuweichen – so lange, wie ich jetzt rechts von mir schon das Schild sehe, das vom zweiten Stock eines Gebäudes hängt: Ostanatolische Bildungsstiftung. Neben mir hockt Kunt, zu einem Häuflein Elend zusammengekauert. Wissend, in Anwesenheit der weiß gekleideten Sanitäter nichts schnüffeln zu können, blickt er mir verzweifelt in die Augen. Während ich so mit meiner Sauerstoffmaske im Gesicht auf der Trage liege, versuche ich mich vergeblich daran zu erinnern, was passiert ist und wie ich hierhergekommen bin. Ich weiß ja nicht mal, wohin die Fahrt überhaupt gehen würde, falls wir freie Bahn hätten. Ich male mir aus, wie sie mich operieren würden, wie sie mir das Herz entnehmen und einer schönen reichen Frau einsetzen würden. So nähme mein erbärmliches Leben ein Ende. Ich könnte mit einem Herz aus Gold ein zweites Leben beginnen, noch einmal ganz von vorne. Bum! Bum! Bum! Ich höre die Schläge meines Herzens. Es dröhnt mir in den Ohren. Bum! Bum! Bum! Die ganze Stadt atmet ein und aus. Das Gesicht der Krankenschwester, die meinen Puls misst, gleitet mal nach rechts, mal nach links. Ich muss lachen ... nach rechts und nach links. Stocksteif bin ich ... verkrampft ... vollkommen unbeweglich.

Bum! Bum! Bum!

Pauken werden geschlagen in den Straßen der Stadt. Es muss ein fröhliches Fest sein, das sie da feiern. Ich will aufstehen, der Krankenschwester, Kunt und unserem Fahrer um den Hals fallen. Ich bin mit der Hauptschlagader an die Trage gefesselt, unfähig, mich zu rühren. Die Wucht der Paukenschläge lässt die Bürgersteige erzittern; mein Trommelfell dehnt sich zehn Meter weit aus und schnellt wieder zurück.

„Wieso hast du das getan, Rasierklinge?“

Kunt wirft die unangenehme Frage so einfach mitten in den Notarztwagen.

Ich kehre zurück in die Stadt mit ihren gelben Telefonzellen, ihren roten Bussen und grauen Häusern.

„Kunt, bringt mich unter die Brücke.“

„Junge, du hast viel zu viel Blut verloren!“

Der Fahrer des Notarztwagens kann einem Schlagloch nicht mehr ausweichen. Als das Auto durch das Loch fährt, stellen die Krankenschwester, die gerade meinen Puls misst, Kunt, der davon träumt, all die Häuser mit ihrem blauen Fernsehgeflimmer am Straßenrand auszuräumen, und der Fahrer, der laut zu lamentieren begonnen hat, dieselbe Frage:

„Wieso, wieso nur hast du dir die Adern aufgeschnitten?“

Ich erwache in einem Krankenhauszimmer. Meinem narkotisierten Kopf kommt es hier irgendwie bekannt vor. Da dämmert es mir plötzlich: Alles sieht aus wie in einem billigen Café. Nur mit Patienten statt Gästen und mit Krankenschwestern und Ärzten statt Kellnern. Wie wenn man ein Café betritt, muss man sich auch hier der Umgebung anpassen, man schlürft seinen Tee, und selbst wenn einem andere Dinge den Kopf zerbrechen, spielt man Backgammon oder Karten; wenn man ins Krankenhaus kommt, bezieht man nach der Erstbehandlung eines der nummerierten Gangzimmer und wartet auf den Arzt, der sich vor einen hinstellen und einem eine Lektion in Sachen Lebenskunde erteilen wird. „Bis Sie Ihre operierten Beine wieder spüren können, wird etwa ein Jahr vergehen ... Sie stehen noch unter Einfluss der Beruhigungsspritze, und versuchen Sie bloß nicht,

einen weiteren Selbstmordversuch zu begehen, wenn Sie wieder zu sich gekommen sind ... sobald die Wirkung des Morphins nachlässt, wird die Operationswunde zu pochen beginnen ... ist es das denn wert, sich wegen der Prügel Ihres Mannes gleich das Leben zu nehmen ... wenn Sie die Schmerzen nicht mehr ertragen können, drücken sie auf den Knopf, dann bringt Ihnen die Schwester ein Schmerzmittel ...“

Die drei neuen Patienten, die im Abstand von je einer Stunde die Betten mir gegenüber bezogen haben, stöhnen leise: ein siebzigjähriger Opa, der anstelle seiner Lunge einen Haufen Zigarettenschachteln in sich trägt, eine blondierte Tussi, deren betrunkenem Ehemann einmal kurz die Hand ausgerutscht ist, und ein kleiner Junge namens Çetin, der den Selbstmordversuch seiner Mutter unterbinden wollte. Die hatte nämlich beschlossen, als eines Morgens die Sonne gerade an die Türen der Häuser hienieden klopfte, dem just anbrechenden Tag eins zu husten, indem sie sich ihre beiden Söhne geschnappt hatte und vom Balkon im fünften Stock gehüpft war. Çetin war auf seinen Bruder gefallen und hatte überlebt. Der Bruder ist jetzt im Leichenschauhaus. An Çetins Kopfende sitzt seine Tante, die treue Seele. Als er aufwacht, erzählt sie ihm von dem riesigen Eis, das er demnächst schlecken darf. Danach fragt sie, an mich gewandt, weshalb man denn einen fünfjährigen Steppke in ein so überfülltes Krankenzimmer steckt, wo doch der Vorfall noch nicht einmal einen Tag her ist. Ich empfehle ihr, das Schild an der Wand zu lesen: Unser Krankenhaus steht aufgrund sensationell schlechter Aufenthaltsbedingungen im Guinness-Buch der Rekorde.

Da taucht Kunt plötzlich neben mir auf:

„Rasierklinge, ich dachte, wir wären Blutsbrüder! Du hattest mir doch was versprochen! Dass du dich nicht mehr selber ritzt!“

„Kunt, ich habe die Nase voll davon, jeden Tag wieder bei null anzufangen“, möchte ich sagen.

Stattdessen höre ich Çetin im Bett gegenüber von seiner Mutter phantasieren und bekomme kein Wort heraus.

Wir sind wie ein Puzzle. Das man auseinander nimmt, mischt und wieder zusammensetzt. Leider stellt sich dann heraus, dass die Teile nicht zueinander passen, und was wir zu wissen glaubten, wird für ungültig erklärt. Ständig müssen wir wieder neu lernen, nach welchen Regeln das Leben funktioniert. Aber nur mit Lernen ist es nicht getan. Unser Puzzle ist durch und durch gezinkt. Die Bullen sagen: *Keine Angst, wir schlagen euch nicht, wir haben uns gebessert*. Und kaum dass man sich versieht, knüppeln sie einen so gnadenlos nieder wie nie zuvor. Die Häuser, in denen wir Obdach suchen, werden von städtischen Baggern dem Erdboden gleich gemacht. Wer uns heute noch durchfüttert, erweist sich am nächsten Tag als Hyäne. Ich möchte den Tag mit dem gleichen Flügelschlag beginnen, im gleichen Bett, möchte auf dem gleichen Balkon Morgenluft schnuppern und zielstrebig auf das gleiche Ufer zusteuern. Aber es wird noch lange dauern, bis wir in einen Sonnenzyklus eintreten, der unser Lotterleben in geregelte Bahnen lenkt. Das alles würde ich Kunt gerne erklären.

„Mach dir nichts draus, Kunt“, sage ich stattdessen. „Ein warmes Bett und liebevolle Krankenschwestern – was will man mehr?“

Die Schwester spritzt mir die letzte Dosis des Tages in die Hüfte. Ich versinke in einen tiefen, erholsamen Schlaf.

Während ich darauf warte, dass die Gondeln sich füllen, ziehe ich ein Foto von Kunt und mir aus dem Portemonnaie. Die Ränder sind abgegriffen – es ist ja auch schon fünf Jahre alt. Auf der rechten Seite, mit braunem Filzhut und schmutziger Cowboyweste, meine Wenigkeit: Sinan Rasierklinge, der Glücksbringer. Neben mir, mit rundem Gesicht und Offiziersrasur, der kräftige Kunt.

Wir waren die Könige der Einschmeißer. Einmal hatten wir eine Wette abgeschlossen, neunzehn Pillen geschluckt und uns eine böse Vergiftung zugezogen. Als wir aufwachten, fanden wir unsere stinkenden Füße und unsere brummen- den Köpfe in der Ecke einer Arrestzelle wieder. Wann wir dermaßen vollgedröhnt das Autoradio geklaut hatten, daran konnte ich mich damals nicht mehr erinnern. Die neunzehn Pillen hatten mich völlig geplättet.

Als wir aus der Zelle wieder raus waren, bin ich gleich zum Eisenwarenhändler. Der machte um sieben Uhr zu. Ich erwischte den Kerl, wie er gerade dabei war, das Ladengitter runterzulassen.

„Verdünner, Bruder!“

Er kam mit der Axt auf uns zugestieft.

Doch als ich ihm sagte: „Musst du selber wissen. Wenn du uns keinen geben willst, breche ich halt heute Nacht bei dir ein“, da machte er seinen Laden notgedrungen wieder auf. Ich hatte hoch gestapelt, für gerade mal zwei Flaschen Verdünner.

Oder wie wir aus einem dieser Reichengärten den Pudel entführt und abgerichtet haben. Wir waren damals noch so klein, dass wir durch jedes Loch passten, verdammt. Wir schnappten uns das Hündchen und brachten es direkt zur Köter- klinik. Als der Kerl dort für die Behandlung hundert Dollar haben wollte, däm- merte uns was, aber am Ende haben wir den Kläffer an ein Weib verkauft, das genauso geschniegelt daherkam wie er. Für fette vierhundert Dollar.

Auf dem Foto sitzen wir vor einem Topf Bohnen. Im Topf drei Hände.

„Mühsam ernährt sich das Eichhörnchen“, sagt einer. „Das haben wir immer gesagt, wenn wir wenig zu essen hatten und es mit viel trockenem Brot strecken mussten. Weißt du noch?“

Wenn heute einer *Mühsam ernährt sich das Eichhörnchen* sagen würde, dann würden die Kinder ganz schön blöde gucken. Ja, was? Wir sind hier auf der Straße, da ist kein Tag wie der andere. Du rempelst zum Beispiel einen Touristen an und hast die Taschen voller Dollars. Drei Tage lang lebst du wie ein König. Aber danach musst du wieder tagelang hungern. Dann bist du pleite, und noch dazu ist es schweinekalt. Im Winter plagt dich die Kälte, im Sommer die Hitze ... Einmal war der Feigenbaum auf dem Platz eingefroren. Als ich mit meinem Brummschädel aufwachte, hielt ich die Eiszapfen für Früchte. Sie hingen mir bis auf die Nasenspitze. *Der Baum muss mitten im Winter plötzlich geblüht haben*, sagte ich mir.

Als ich Gül kennenlernte, war Kunt auch wieder dabei. Wir verzehrten uns geradezu nach einem Paar weiblicher Hände, nach einer zarten Schulter zum Anlehnen und nach Augen, in deren Schwärze wir uns verlieben konnten. Seit wir von Zuhause weg waren, hatten wir außer Straßenhunden niemanden mehr umarmt. Wir waren dermaßen verzweifelt, dass wir auf der Suche nach einem Fitzelchen Liebe allen Menschen in die Augen schauten ... Kaum kamen wir in die Pubertät, verknallte Kunt sich in Aynur und ich mich in Gül. Wir waren zwar harte Kerle, aber unsere Herzen waren so weich wie Butter. Beide glaubten wir, dass wir unsere Liebe bis in alle Ewigkeit in uns tragen würden.

II

Sinan Rasierklinge, der Glücksbringer

Sinan Rasierklinge saß an einem sonnigen Sonntag im nahen Park und schaute faul den Leuten hinterher. Auswanderer aus Anatolien mit Gesichtern so faltig wie getrocknete Datteln, Studenten, die sich traurig dahinschleppten, als trügen sie die ganze Schwere des Sonntagmorgens in ihren Taschen, und Kinder, die ihre Köpfe ins bunte Mosaik der Stadt eintauchen ließen ... so ging einer nach dem anderen an ihm vorbei. Ein Fotograf, der von oben herab Bilder von der Landzunge machte, die in das stinkende Wasser hinausragte, wollte eine Einstellung auch von der Bank aus vornehmen, auf der Sinan es sich bequem gemacht hatte. Sinan, der sich von dem Apparat und seinem Gesurre gestört fühlte, musste ihm wohl oder übel weichen; er suchte sich eine andere Bank und hüllte sich in seinen Umhang aus Verdünnergeruch. In einer Stadt, in der das Gesetz den Regeln der Mafia Platz gemacht hatte, war er obdachlos auf der Straße gelandet. Der Fotograf lichtete zwei Kinder ab, die Sesamkringel verkauften, einen schnauzbärtigen Straßenhändler und einen Friseurgesellen mit rot gesträhten Haaren, der halb verführerisch, halb dümmlich lächelte. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass Sinan eingeschlafen war, stellte er sich wieder vor ihn hin. Der Junge würde mit seinem blauen Jeanshemd, seiner Cowboyweste und seinem Filzhut ein gutes Motiv abgeben. Sinan Rasierklinge aber schlug plötzlich seine Augen auf und grüßte rotzfrech in die Kamera.

„Einen guten Morgen wünsche ich Ihnen, Sie Fotografenarsch ...“

„Nanu? Was für eine Laus ist dir denn über die Leber gelaufen?“

„Schicken Sie Ihre dummen Sprüche mal lieber in Richtung Himmel. Wo ich mich befinde, ist die Hölle. Was soll das hier werden, so ganz ohne zu fragen?“

„Ich wurde beauftragt, ein Bild vom Höllenfeuer zu machen.“

Sinan Rasierklinge drehte den Kopf und schaute den Fotografen an. Eigentlich hatte er nicht vorgehabt, sich weiter mit ihm einzulassen, aber die Schlagfertigkeit des Mannes imponierte ihm. Der Fotograf, ein alter Fuchs in seinem Metier, registrierte sogleich die Entspannung in den Gesichtszügen jenes rebellischen, wohl siebzehn oder achtzehn Jahre alten Geistes und drückte beherzt auf den Auslöser. Sinans schwarzes, wie mit Kohle verschmiertes Gesicht, seine schneeweiß funkelnden Augen und der Verdünner in seiner Hosentasche wurden Gefangene seines Objektivs.

„Weißt du, Bruder“, fuhr Sinan fort, „in der Hölle gibt es jetzt verschiedene Abteile. Holzklasse und Luxusklasse. Dich haben sie wahrscheinlich in die Luxusklasse geschickt. Bei uns schwirren Leute wie du nicht allzu oft herum.“

„Ich weiß, wo ihr haust. Bin bloß noch nicht vorbeigekommen.“

„Dann versuch das mal zu ändern, Bruder, denn das ist ein Privileg, das nicht jedem zuteilwird. Du würdest die Flammen der Hölle sehen, und nicht nur das: Du könntest sogar deine Hände darüber wärmen. Die Hölle ist einzigartig und sie ist unser Leben. Aber wehe, das Foto wird in deiner Zeitung abgedruckt.“ Nach diesen abschließenden Worten schloss Sinan, dem Druck des Verdünners nicht länger widerstehen könnend, seine Augen.

Der Fotograf, der mit den weißen Einsprengseln in seinen langen Locken älter wirkte, als er war, setzte sich auf die Bank neben Sinan; eine Weile dachte er über diesen jungen Schnüffler nach, der für sein Alter so große Töne spuckte. Über seine heruntergekommene Eleganz, über die Weste und den Hut, die ihm so gut standen, wo auch immer er sie aufgetrieben haben mochte, über seine langen, seit Wochen nicht mehr geschnittenen Nägel, über seinen stolzen Gang

und über seine Gesichtszüge, die jetzt, wo er seinen vom Verdünner gezeichneten Körper dem Schlaf überließ, bar jeder Hoffnung zu sein schienen. In der Ferne rief ein Muezzin die Mittagsstunde aus. Der Fotograf erhob sich und ging seiner Wege.

Als der Fotograf den Park verließ, war auf der Filmrolle in seiner Westentasche das Bild eines Schnüfflers verewigt, dem es nicht vergönnt war, seine Tage rasiermesserscharf in drei Mahlzeiten und eine regelmäßige Nachtruhe aufzuteilen. Und wenn er noch ein wenig länger ausgeharrt hätte, so hätte er etwas erfahren können über die langen Jahre, die Sinan in den unsichtbaren Ecken der Stadt zugebracht hatte, über seine zahllosen Abenteuer, die sich, wollte man sie als reine Statistik erfassen, auf eine Reihe von Gesetzesübertretungen herunterbrechen ließen, über den Gedichtband, den er stets neben seinem Bett liegen hatte, und über die Liebe, die ihm sein junges Herz zerriss.

Sinan, der in seinem Halbschlaf merkte, wie der Fotograf den Park verließ, begann zu schreien wie am Spieß.

„Ich weiß, dass ein Mann so etwas nicht tut, aber ich laufe seit Tagen wie ein Irrer durch die Gegend! Und solange Gül nicht wieder zurückkehrt und ich ihr schönes Gesicht nicht zu sehen bekomme, wird sich daran auch nichts ändern!“

Die Liebe zwischen Sinan und Gül war nicht von dieser Welt. Ihre Leidenschaft hatte sich in einem Klima verkörpert, das so ungezähmt, so widerspenstig und so schwer zu fassen war wie die Liebe selbst.

„Als ich eines Morgens in den Spiegel schaute, funkelten meine Augen. Ich war schön, trotz meiner vom Verdünner schweren Lider, meiner strubbeligen Haare und der Narbe auf meiner Wange, diesem Andenken an die Straße. In einer von vielen Nächten hatte ich Gül kennengelernt. Ihre Lippen, ihre Brauen, ihr Hals –

alles war so wohlgeformt wie von einem Juwelier gefertigt. Gül hatte mir den Osten zu Füßen gelegt. Im Alter von zehn Monaten war sie in die Stadt gekommen, aber groß geworden war sie weiterhin in ihrer fernen Heimat, obwohl sie sie nie wieder gesehen hatte. Durch die Briefe, die ihre Großmutter und ihre Cousine ihr geschickt hatten. Als Gül ging, sagte ich ihr, dass sie für mich eine Göttin des Ostens sei und dass ich sie anbete, auch wenn sie das nicht interessiere.

Gül hatte sich verlaufen, als sie Sinan begegnete. Eines Abends war sie einfach auf die Straße gegangen, und ihre ferne Kindheit, ihre blaue Schuluniform, die sie nie hatte tragen können, hatte sie mitgenommen. Gül, die nackte Königin der Stadt, war neun Jahre alt, als man ihr die neugeborene Schwester Filiz auf den Schoß setzte. Mit schonungsloser Offenheit hatte man ihr gesagt:

„Du bist jetzt so etwas wie eine Mutter. Und wie alle Mütter hast du auch ein Baby.“

Gül, ihre Mutter, die Nachbarn im Viertel, die Polizisten, die ihren Vater abgeführt hatten, und die Kolleginnen ihrer Mutter aus dem Konfektionsatelier – sie waren alle nackt. Sie hatten Gül ihre Kindheit weggenommen, ihre Bücher, aus denen sie das ABC des Lebens hätte lernen sollen, ihre längst blass gewordenen Schuhe, die sie auf dem Schulweg getragen hatte, und das blaue Amulett, das ihre Mutter ihr angesteckt hatte, auf dass es ihr Glück bringe. An dem Abend, an dem ihr Vater von Polizisten aus dem Haus geschleift wurde. Dutzende waren dem einen Polizisten gefolgt, der ihre Mutter, nachdem sie die Tür geöffnet hatte, unsanft beiseite gestoßen hatte. Sie hatte die uniformierten Männer angeschaut, die ihren Vater gepackt hatten, und hatte gedacht, wie sehr sie ihm doch ähnelten mit ihrer dunklen Haut und ihren dichten Augenbrauen.

„Papa kommt ohne Filiz nicht zurecht. Führt ihn nicht ab“, hatte sie gefleht.

Schreiend hatte sie aus zusammengekniffenen Augen einen Schatten gesehen, der durch die Türöffnung verschwand. Es war der Schatten ihres Vaters. Ihre Mutter sprach Filiz Trost zu.

„Er kommt auf jeden Fall wieder. Euer Vater lässt euch nicht im Stich.“

Nachdem die Polizisten ihren Vater, der als einziger für den Lebensunterhalt der Familie gesorgt hatte, fortgebracht hatten, ging Güls Mutter in das Konfektionsatelier, das Frauen anzog wie der elektrische Staubsauger aus der Werbung.

Gül, Meisterin im Ausharren, wartete allein zu Hause auf den Abend, auf den Moment, in dem sie nicht mehr Mutter, sondern wieder Kind wäre, auf eine Welt, in der Wände Schaukeln wären, auf denen Kinder dem Himmel entgegenfliegen konnten. Wenn ihre Mutter sie mit dem ersten Bus, der die Straße heraufgestottert kam, verlassen hatte, um sich im Atelier an die Nähmaschine zu setzen, nahm sie ihre Schwester Filiz auf den Schoß, und gemeinsam schauten sie aus ihrer Baracke ängstlich hinaus auf die große Stadt Istanbul. Was, wenn die Polizisten wiederkommen, was, wenn sie diesmal auch Mama mitnehmen, was, wenn ich einschlafe und nicht höre, wie Mama nach Hause kommt? Sie träumte von Weckern. Von Weckern in allen Farben und Größen. Von Weckern, die laut zu rasseln beginnen sollten, sobald ihre Mutter um die Ecke böge ... Anstelle der Wecker war es die Kälte der Nacht, die ihr verriet, wie spät es war. Bis ihre Mutter mit ihren Brüdern aus dem Atelier kam, saß sie auf dem Balkon und hielt eisern Wache, die Sterne fest im Blick. Der Nachtfrost zwickte ihre Haut. Jener kostenlose Wecker namens Kälte hielt Gül wach.

Es vergingen Monate und Jahre, und Filiz wurde in Güls Armen stets größer und größer. Eines Tages wurde es Gül zu viel.

„Und wer nimmt mich in den Arm?“, fragte sie plötzlich.

Ihre Mutter sagte, dass sie für ihren Vater im Gefängnis, für ihren Großvater im Dorf und für die Seele ihres älteren Bruders Verantwortung trage. Eine ihrer Freundinnen, die in den Korankurs ging, hatte ihr berichtet, dass Gläubige, die ohne Sünde seien, sich an den Flügeln der Seelen festhalten und in jedes Land und jede Stadt dieser Welt fliegen könnten. Und welcher Sünde hätte Gül, die seit sieben Jahren nicht mehr so richtig aus dem Haus gekommen war, sich schon schuldig machen können? Im Frühling ihres sechzehnten Lebensjahres schaltete sie den Fernseher aus, zog die Vorhänge zu, nahm ihre Schwester auf den Schoß und schloss die Augen. Mit den Geistern aus ihren Träumen machte sie sich auf die Reise. Sie saß in einem blau-gelb getünchten Fischerboot. Das Boot fuhr durch die Stadt, von Ufer zu Ufer und von Haus zu Haus, und machte die Reisenden mit Menschen bekannt, die wirkliche Geschichten zu erzählen hatten. Die laue Brise kroch durch Güls T-Shirt und streichelte ihren mageren dunklen Körper. Gleich würden sie das Schloss besuchen, durch dessen Tor seit Jahren niemand mehr einen Fuß gesetzt hatte. Um Gül, die Königin des Ausharrens zu empfangen, waren vor dem Schloss rote Teppiche ausgerollt worden.

Auf ihrer Reise trug Gül ihre Seele mit sich, die das Aufbegehren verlernt hatte. Die Tage wurden zu Träumen, die Träume zu Straßen. Bis ihre Fantasiereise irgendwann Wirklichkeit wurde und Gül Sinan begegnete. An jenem Tag hatte Gül sich verfahren. Oder aber das Schicksal hatte dafür gesorgt, dass ihr Weg und der von Sinan Rasierklinge sich kreuzten.

Ich hatte mir meinen Umhang aus Klebstoffgeruch über die Schultern geworfen und hielt auf dem Platz Ausschau nach Touristen. Je elender ich aussah, desto besser. Ich trug meine mit der Rasierklinge zerschnittene Signaljacke und hatte mich auf den kalten Stein gelegt, so als würde ich schlafen. Dem Touristen, der mich als erster erblickte, kam gleich sein Gott in den Sinn.

„Ohh my god!“

Gleich darauf ließ er natürlich was springen. Innerhalb weniger Minuten türmte sich in dem Karton vor mir das Kleingeld. Nachdem ich ein warmes Essen, eine Flasche Verdünner und eine Schachtel Zigaretten zusammen hatte und gerade zu meinen Jungs zurückkehren wollte, glaubte ich plötzlich meinen Augen nicht zu trauen.

„Bestimmt wieder der Verdünner, der mich durchdrehen lässt“, dachte ich mir.

Eine Fee, von den Flügeln einer weißen Möwe getragen, kam über die Häuser herabgeschwebt, zu der Menschenmenge auf der Straße. Ich rannte zu der Stelle, wo sie aufsetzen musste. Streckte meine Hand aus, damit sie sanft ihre Füße darauf abstellen konnte.

„Wer oder was bist du?“, fragte ich sie.

„Erzähle mir von der Nacht“, sagte Gül.

Für Sinan war Gül ein unerreichbarer Stern, der ihm von hoch oben am Himmel zugezwinkert hatte. Der es sich hatte einfallen lassen, zu ihm, dem sterblichen Sinan, herabzugleiten. Während er ihr zuhörte, dachte Sinan, so müsse es sein, sich auf den ersten Blick unsterblich in jemanden zu verlieben. Um seine Aufregung zu verbergen, schluckte er, und da sich der Speichel in seiner Kehle gesammelt hatte, bekam er kein Wort heraus.

Güls Schönheit machte selbst den Vollmond eifersüchtig. So ging er, während Sinan noch mit den Buchstaben rang, um einen weiteren Satz zu bilden, ganz unvermittelt am lichten Himmel auf, und damit ihm keiner auf die Schliche kam, zog er die Nacht hinter sich her. Der Himmel färbte sich dunkelblau. Der Mond kam zur Erde herabgesunken, wurde zu einem mit Edelsteinen geschmückten

Blumenkranz und nahm seinen Platz über Güls Haupt ein. Was hätte Sinan dazu sagen sollen? Was war der schönste Satz, die Liebe auszudrücken? Er durfte nicht länger überlegen.

„Gül, für dich würde ich alles tun“, sagte er.

Es gibt Würmer, die mit dem Regen auf den Wegen auftauchen. Sinan wünschte sich, einer dieser Würmer zu sein und Gül zu folgen, wohin sie auch ginge.

„Gül, du musst es nur sagen. Ich würde dich in sämtliche Teegärten Istanbuls mitnehmen, wir würden jeden Berg besteigen, und wir würden mit dem Boot oder mit dem Schiff fahren, je nachdem, womit du willst. Gemeinsam würden wir die spannendsten Abenteuer erleben. Ein einziger Tag wäre für uns mehr wert als ein ganzer Monat für einen Stubenhocker.“

Was Gül faszinierte, war weniger der Liebessirup, der über ihr ausgegossen wurde, sondern vielmehr der starke Kontrast zwischen dem erbärmlichen Äußerlichen dieses Straßenjungen, das einem auf den ersten Blick Angst machte, ach, was sage ich, das einen bereuen ließ, überhaupt auf die Straße gegangen zu sein, und den Worten, die über seine Lippen kamen. Die geschwärzte Haut seiner Hände, die tiefen Ringe unter seinen Augen, der seltsame Geruch, den seine Kleider verströmten – nichts an Sinan kam ihr wirklich geheuer vor.

Doch was bedeutete sie für Sinan? In seinen Augen war Gül eine jener Porzellanfiguren, die seine Kindheitsfantasien zierten. Eine jener Porzellanfiguren, die, frisch gekürten Schönheitsköniginnen gleich, hinter den blitzsauberen Scheiben von Gästezimmeranrichten standen und die er als Besucher zwar anschauen, aber nicht berühren durfte. Was Gül am Leibe trug, war – in Sinans Augen jedenfalls – kein gewöhnlicher Jeansrock, kein orangenes T-Shirt vom Markt und keine geschmacklose, billige Haarspange – es waren die fliederfarbenen Spitzenkleider, die eigens für jene Porzellanfiguren hergestellt wurden. In der Hand hatte

sie einen Sonnenschirm aus Tüll, an ihren Füßen elegante Sandalen, und über ihren Kopf regneten Rosenknospen. Um Güls Zweifel ein für alle Mal zu zerstreuen, sagte Sinan übertrieben lässig:

„Ich bin ein Glücksbringer. Wenn du mit mir kommst, werde ich natürlich auch dir Gutes widerfahren lassen.“

Sein selbstbewusstes Werben zeigte Wirkung. Gül, die lange unentschlossen geschwankt hatte, ob sie mit ihm gehen sollte oder nicht, die sich insgeheim sagte, dass es sich für sie nicht gehöre, mit einem Tagedieb wie ihm zu reden, geschweige denn sich längerfristig mit ihm abzugeben, ließ schließlich ihre Zweifel fahren und ging dem Jungen, der ihr so schmachttende Blicke zuwarf, hinterher.

Sinan Rasierklinge hatte eine Tendenz zu Übertreibungen, zur tiefenden Poetisierung. Er erzählte von seinen Erlebnissen, als rezitierte er Gedichte, und die Wahrheit zerbrach wie das Sonnenlicht, das auf eine Kristallkugel trifft und in allerlei Facetten zurückgeworfen wird. Was er wirklich erlebt hatte, schmückte er aus, bis es kaum mehr zu glauben war. Hatte er einmal etwas verbochen und war mit der Polizei in Konflikt geraten, dann variierte er diese Begebenheit nun nach Herzenslust. Mal stellte er die Polizisten so dar, als wären sie die Gangster in einem Hollywoodfilm, dann war er, nachdem sie ihn schon gefasst hatten, angeblich entkommen und hatte sich von einem befreundeten Schmied die Handschellen durchschneiden lassen, und wieder ein anderes Mal war er ausgebüxt, hatte sich tagelang in einer Höhle außerhalb der Stadt versteckt, und die Handschellen war es losgeworden, indem er seine gefesselten Hände auf Eisenbahnschienen gelegt hatte, damit ein Zug darüberfahren konnte.

Auch die Geschichte seiner Begegnung mit Gül trieb unausweichlich neue Blüten, und jedes Mal, wenn er sie erzählte, nahm sie ein anderes Ende.